

Lawrence LeShan

# **Das Rätsel der Erkenntnis**

Wie Realität entsteht

Aus dem Amerikanischen  
von Maren Klostermann

2012

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold (Kaiserslautern)	Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)
Prof. Dr. Dirk Baecker (Friedrichshafen)	Prof. Dr. Wolf Ritscher (Esslingen)
Prof. Dr. Bernhard Blanke (Hannover)	Dr. Wilhelm Rotthaus (Bergheim bei Köln)
Prof. Dr. Ulrich Clement (Heidelberg)	Prof. Dr. Arist von Schlippe (Witten/Herdecke)
Prof. Dr. Jörg Fengler (Alfter bei Bonn)	Dr. Gunther Schmidt (Heidelberg)
Dr. Barbara Heitger (Wien)	Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt (Münster)
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp (Merseburg)	Jakob R. Schneider (München)
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena)	Prof. Dr. Jochen Schweitzer (Heidelberg)
Prof. Dr. Karl L. Holtz (Heidelberg)	Prof. Dr. Fritz B. Simon (Witten/Herdecke)
Prof. Dr. Heiko Kleve (Potsdam)	Dr. Therese Steiner (Embrach)
Dr. Roswita Königswieser (Wien)	Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin (Heidelberg)
Prof. Dr. Jürgen Kriz (Osnabrück)	Karsten Trebesch (Berlin)
Prof. Dr. Friedebert Kröger (Heidelberg/ Schwäbisch Hall)	Bernhard Trenkle (Rottweil)
Tom Levold (Köln)	Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler (Köln)
Dr. Kurt Ludewig (Münster)	Prof. Dr. Reinhard Voß (Koblenz)
Dr. Burkhard Peter (München)	Dr. Gunthard Weber (Wiesloch)
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)	Prof. Dr. Rudolf Wimmer (Wien)
	Prof. Dr. Michael Wirsching (Freiburg)

Umschlaggestaltung: Uwe Göbel  
Satz: Drißner-Design u. DTP, Meßstetten  
Printed in the Czech Republic  
Druck und Bindung: FINIDR, s. r. o.

Erste Auflage, 2012  
ISBN 978-3-89670-860-1  
© des Originals 2011: Lawrence LeShan, PhD  
© der deutschen Ausgabe 2012: Carl-Auer-Systeme Verlag  
und Verlagsbuchhandlung GmbH, Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren  
und zum Verlag finden Sie unter: [www.carl-auer.de](http://www.carl-auer.de).

Wenn Sie Interesse an unseren monatlichen Nachrichten aus der Vangerowstraße haben,  
können Sie unter <http://www.carl-auer.de/newsletter> den Newsletter abonnieren.

Carl-Auer Verlag GmbH  
Vangerowstraße 14  
69115 Heidelberg  
Tel. 0 62 21-64 38 0  
Fax 0 62 21-64 38 22  
[info@carl-auer.de](mailto:info@carl-auer.de)

## Anhang II: Weltbilder und die Sozialwissenschaften – Implikationen für die Psychotherapie

Die Taxonomie, die wir bislang entwickelt haben, hat eine klare Implikation, die für Sozialwissenschaftler von besonderem Interesse ist. Nämlich dass es unmöglich ist, Technik und Willensfreiheit beide in denselben Bezugsrahmen (»Weltbild«, »Erfahrungsbereich«) zu stellen. Technik umfasst Gewissheit – wenn man A tut, folgt unweigerlich B. Wenn ich irgendwo auf der Welt meine Hand öffne und den Stein loslasse, fällt er nach unten, nicht nach oben. Diese Sicherheit kann die Form von Einzelaktionen annehmen (wie bei der Mechanik) oder die Form von statistischen Aktionen (wie bei der Quantenphysik, wenn zum Beispiel genau fünfzig % der Radiumatome in exakt der und der Zeit zerfallen). Es gibt eine sichere Vorhersagbarkeit, und es besteht keine bedeutsame Möglichkeit, dass der Stein nach oben fällt, »weil er es wollte« und seinen freien Willen ausgeübt hat. Die Existenz der Technik in einem bestimmten Bereich wird durch die Tatsache ermöglicht, dass in diesem Bereich alle Handlungen absolut und vollständig von bestehenden Bedingungen bestimmt werden. (Alle Algorithmen sind markowsch.) Und das schließt das Konzept der »Willensfreiheit« in diesem Bereich aus.

Die Implikationen für die Sozialwissenschaften sind klar und – in der einen oder anderen Form – seit Langem anerkannt. Sozialwissenschaftler haben alle Lösungsvarianten für das Problem ausprobiert, um die metaphysische Irritation, die dies auslöste, zu dämpfen. Einige Psychologen haben die Existenz der Willensfreiheit geleugnet, obwohl sie eine primäre Wahrnehmung ist. Die meisten haben das Problem ignoriert, weil es zu chaotisch erschien und mit ihrem Wunsch, dem Wissenschaftlertyp des 19. Jahrhunderts zu entsprechen, kollidierte.

Die Wissenschaft (»Was Wissenschaftler tun«) basiert auf den Regeln (den grundlegenden Begrenzungsprinzipien) der Bereiche I und II. Wenn Psychologen zum Beispiel den Wunsch hatten, dass man sie als Wissenschaftler und ihren Fachbereich als Wissenschaft ansah, glaubten sie, diese Regeln befolgen zu müssen. Und diese Regeln lassen keinen Raum für Willensfreiheit. Von daher gingen die Psychologen also mit einem einprogrammierten Willensfreiheitsver-

bot an ihre Arbeit (die Erforschung des Bewusstseins) heran. Mithilfe großer Intelligenz und Erfindungsgabe ist es ihnen *fast* gelungen, eine Wissenschaft ohne dieses Konzept der Willensfreiheit zu entwickeln. Das erforderte die Verleugnung eines zentralen und universell festgestellten Elements – die Wahrnehmung ihres eigenen freien Willens –, aber sie haben sich alle Mühe gegeben, diese Anforderung zu erfüllen. Psychoanalytiker zum Beispiel haben es irgendwie geschafft, die Vorstellung zu akzeptieren, dass alles, was sie taten und sagten, determiniert war, solange sie selbst als Patienten eine eigene Psychoanalyse oder Ausbildungsanalyse durchliefen. Sobald sie jedoch von der Couch auf den Sessel wechselten und selbst Analytiker wurden, gewannen sie ihre Freiheit und nutzten ihr Urteilsvermögen und ihre Willensfreiheit bei der Behandlung ihrer immer noch determinierten Patienten. Vertreter der theoretischen Psychologie neigten häufig dazu, sich auf Experimente mit solchen Dingen wie Reaktionszeit, Koordinationsfähigkeiten, Lernkurven und Ähnlichem zurückzuziehen, was es möglich machte, das Problem zu ignorieren. Bei einigen erfreuten sich auch Tierstudien, die das Paradox ebenfalls beiseiteschoben, großer Beliebtheit. Trotz der Tatsache, dass Computer keine Liebe oder Angst empfinden und nicht den Ehrgeiz haben, Fachbereichsleiter zu werden, entschieden einige Psychologen, dass alle Menschen (außer ihnen selbst) Computer seien. Kurz, die Psychologen versuchten, »Wissenschaftler« zu werden (weil der Begriff allgemein und weit gefasst war), indem sie die Tatsache ignorierten, dass sie überzeugt waren, sie hätten sich aus freiem Willen dafür entschieden, Psychologen zu werden und dieses oder jenes spezielle Forschungsprojekt oder Experiment durchzuführen.

Von allen Sozialwissenschaften ist die Psychotherapie dasjenige Gebiet, das offenbar den größten Einfluss auf westliche Kulturen hatte. Die Anzahl der Psychotherapeuten »da draußen« ist größer als die aller Psychologen, Soziologen, Anthropologen und Historiker zusammen. Es gibt Dutzende von Psychotherapiezeitschriften, jedes Jahr werden Hunderte von Büchern auf diesem Gebiet veröffentlicht und mehr Konferenzen zu dem Thema abgehalten, als man sich vorstellen möchte.

Lassen Sie uns daher unsere Erörterung der Sozialwissenschaften damit fortsetzen, dass wir der Frage nachgehen, was uns die Land-schaften des Geistes über Psychotherapie sagen können. Zunächst

wollen wir zu der Definition von »Kultur« zurückkehren, zu der unser Ansatz führt.

Von diesem Standpunkt aus ist eine »Kultur« ein vereinbartes, zusammenhängendes Sortiment von Entscheidungen hinsichtlich der Frage, welche Entitäten und Prozesse zu welchem Bereich gehören. Oder, anders ausgedrückt, die Kultur einigt sich auf eine *Gestalt*, die den richtigen und gültigen Weg festlegt, der zur Wahrheit über ein bestimmtes Thema führt. Wenn, zum Beispiel, der Weg, der die Wahrheit über den physischen Körper des Menschen offenbart, der Weg von Bereich I ist, ist das Ergebnis im Allgemeinen das, was heute als Mainline-Medizin gilt. Wenn es der Weg von Bereich III ist, ist das Ergebnis eine der vielen Formen dessen, was heute als alternative Medizin betrachtet wird. Die Beeinflussung von Energiefeldern, die entlang von Meridianen fließen, ist eine Technik, die aus Bereich II stammt. Die Entfernung eines entzündeten Blinddarms durch eine antiseptische Operation kommt aus Bereich I. Dass beides überraschend effektiv sein kann, ist eine Tatsache, die eine wesentlich gründlichere Analyse erfordert. Nach der Erörterung der Domänen menschlicher Realität werde ich den Punkt erneut aufgreifen.

In jedem Entscheidungssystem besteht ein gewisses Maß an Flexibilität. Das wird im Allgemeinen als Homogenität oder Heterogenität der Kultur bezeichnet.

Vom Standpunkt der Bewusstseinslandschaften fühlt und verhält sich jede Person logisch entsprechend dem Weltbild, das sie gerade nutzt. Das Individuum gerät also in Schwierigkeiten, wenn sein allgemeines Weltbild in einer bedeutsamen Hinsicht die Flexibilitätsgrenze, die für das allgemeine Weltbild seiner Subkultur gilt, überschreitet.

So wird der Einzelne als »neurotisch« oder »geisteskrank« beschrieben oder auch als »exzentrisch« (falls er genug Geld oder eine hinreichend hohe gesellschaftliche Stellung hat), wenn seine Entscheidungen bezüglich der Frage, welche Entitäten und Prozesse in welchem Bereich liegen, außerhalb der Flexibilitätsgrenze seiner Subkultur liegen. In anthropologischen Studien wurde seit Langem nachgewiesen, dass das, was als »normal« oder »gesund« gilt und was als »krank« oder »verrückt« betrachtet wird, sich deutlich von Kultur zu Kultur unterscheidet. Das zeigen zum Beispiel Ruth Benedicts Klassiker *Patterns of culture* (1955) oder Anna Wierzbickers späteres *Semantics, culture, and cognition* (1992). Mit den Worten von Rudyard

Kipling (1994): »Die wildesten Träume von Kew sind die Fakten von Kathmandu und die Verbrechen von Clapham Tugend in Martaban.«

Für bestimmte Entscheidungsarten (und daraus resultierende Verhaltensweisen), die außerhalb der Flexibilitätsgrenzen der Kultur liegen, werden Strafen angewendet. Diese Strafen können innerlich (wie bei resultierender geringer Selbstachtung) oder äußerlich wirken (wie bei sozialer Kritik, Ächtung, Mord, Zwangsunterbringung im Gefängnis oder einem psychiatrischen Krankenhaus). Äußere Strafen führen natürlich häufig zu inneren. Die betreffende Person reagiert möglicherweise darauf mit einer Variante von: »Wenn ich anders bin und für den Unterschied bestraft werde, muss meine Abweichung etwas Minderwertiges sein, also bin ich selbst minderwertiger als andere.«

Von diesem Standpunkt aus hat die Psychotherapie zwei Aufgaben:

- 1) Sie soll die Entscheidungen des Einzelnen bezüglich der Frage, welche Entitäten in welche Bereiche und Domänen gehören, in Übereinstimmung mit den diesbezüglichen Entscheidungen der Kultur bringen, um sein allgemeines Weltbild so zu *verändern*, dass es dem in seiner Subkultur anerkannten Weltbild entspricht.<sup>35</sup>
- 2) Sie soll den Einzelnen darin bestärken, dass er das *Recht* hat, seine individuelle Persönlichkeit zu entfalten und eine individuelle Entscheidung darüber zu treffen, wie die Welt konstruiert ist und welche Entitäten und Prozesse in welche Bereiche und Domänen gehören.

Diese beiden getrennten und unterschiedlichen Aufgaben werden vom Psychotherapeuten selten klar und deutlich voneinander unterschieden. Es ist schwierig und verwirrend, wenn man einerseits sagt: »Es ist wichtig, dass Sie sich in die Kultur einfügen und auf eine Weise denken und sich verhalten, die in Ihrer Gesellschaft nicht auf Ablehnung stößt.« Und andererseits erklärt: »Es ist wichtig, dass Sie Ihre Individualität bewahren und lernen, die Dinge auf Ihre ganz eigene Weise zu tun.« Häufig wird die Kombination vom Patienten als doppeldeutige Botschaft aufgefasst. Es ist vorstellbar, dass dies den Fortschritt der individuellen Entwicklung erheblich verlangsamt und es schwieriger macht, die Ziele, derentwegen er die Therapie absolviert, zu erreichen.

Der Therapeut hat aus dieser Warte zwei getrennte Methoden zur Verfügung, um das Leiden des Patienten zu verringern, seine Symptome zu lindern und sein Selbstwertgefühl zu steigern. Die erste besteht darin, die Entscheidungen des Patienten *über die Art, wie man Entscheidungen trifft* (welcher Erfahrungsbereich für bestimmte Aspekte der Realität anzuwenden ist), in Übereinstimmung mit den Entscheidungen der Subkultur zu bringen. Das geschieht durch verschiedene spezielle Techniken wie etwa freie Assoziation: Dadurch erkennt der Patient die vorher verborgenen Gründe für seine Entscheidungen und dass diese Entscheidungen in der Vergangenheit nicht zu den angestrebten Ergebnissen geführt haben; außerdem wird dem Patienten gezeigt, dass die Situation, »objektiv« betrachtet, zu anderen Schlussfolgerungen führte usw. Die Beziehung, in der dies stattfindet, folgt dabei im Allgemeinen einem Muster, das Charles Tart »das koloniale Paradigma« genannt hat, bei dem Patient und Therapeut beide zu der stillschweigenden Übereinkunft gekommen sind, dass der Therapeut klüger und der Leiter der Expedition ist, die nach Erleichterung für den Patienten sucht. Wenn dieser Ansatz vom Therapeuten nicht mit Liebe und Sorgfalt gehandhabt wird, kann er leicht dazu führen, dass das Vertrauen des Patienten in seine – frühere und gegenwärtige – Fähigkeit, richtige Entscheidungen zu treffen, geschwächt wird.<sup>36</sup>

Die zweite in der Psychotherapie angewandte Methode zur Linderung des Leidens besteht darin, den Patienten dazu zu ermutigen, auf seine eigenen Talente und Fähigkeiten, auf seine ganz eigenen Vorlieben und Abneigungen für eine bestimmte Seinsweise zu vertrauen, und ihm das Gefühl zu vermitteln, dass er Wege finden wird, seine Individualität so umzusetzen, dass es keine überwältigende soziale Bestrafung auslösen wird. Der Therapeut zeigt seine Wertschätzung für die einzigartige Persönlichkeit des Patienten und vermittelt ihm sein Interesse und seine liebevolle Fürsorge. Sehr häufig wird dies dadurch unterstützt, dass man den Patienten davon überzeugt, dass sein negatives Verhalten durch unbewusste Kräfte bestimmt wird und dass er keine freie Wahl hatte, als er Verhaltensweisen an den Tag legte, die ihm Schmerz bereiteten. Doch wenn er einmal einen Großteil des therapeutischen Prozesses bewältigt hat, wird er frei sein und sich positiv verhalten. (Der Therapeut spricht dies selten offen aus, impliziert aber, dass der Patient in der Vergangenheit zu hilflos war, um über sein eigenes Verhalten zu bestimmen, und daher keine Schuld daran trägt, aber in Zukunft frei sein wird. Die alte freudsche Maxime, dass

wichtige Entscheidungen erst *nach* Abschluss der Analyse getroffen werden sollten, brachte dies deutlich zum Ausdruck.)

Unterschiedliche psychotherapeutische Strategien betonen einen dieser beiden Ansätze. Die orthodoxe Psychoanalyse hat traditionell Gewicht darauf gelegt, das Weltbild des Patienten in Einklang mit dem seiner Subkultur zu bringen. Die humanistische Psychotherapie betont traditionell die Individuation des Patienten und legt Wert darauf, ihm Hilfestellung zu leisten, damit er Möglichkeiten findet, seine Individualität auszudrücken, und dennoch in der Kultur ohne unnötigen Schmerz und Kummer überleben kann. In den meisten Psychotherapiesituationen versucht der Therapeut, beides gleichzeitig zu tun. Nachdem er entschieden hat (für gewöhnlich auf der Grundlage seines eigenen allgemeinen Weltbildes), welche Anteile der »Persönlichkeit« des Patienten bzw. dessen allgemeinen Weltbildes gesund und positiv sind und welche neurotisch und negativ, versucht er, den einen Teil zu fördern und den anderen zu schwächen. Es liegt auf der Hand, dass diese komplexe Strategie in jenen Fällen wirksamer ist, in denen der Therapeut sich dessen, was er zu tun versucht, voll bewusst ist und mit Fürsorge, Interesse und Klarheit an die Aufgabe herangeht.

Vor dem Hintergrund der Landschaften des Geistes ist es wahrscheinlich, dass ein Faktor, der den Fortschritt der Psychotherapie verlangsamt, die im Allgemeinen vorhandene inhärente Doppelbotschaft ist. Ein weiterer in diese Arbeit implizierter Faktor macht Veränderungen ebenfalls schwierig, was den meisten Therapeuten nicht klar ist. Dabei handelt es sich um die Gestaltqualität eines Weltbildes. Wie an früherer Stelle erwähnt, ist ein Weltbild (und sein entsprechender Bewusstseinszustand) keine Sammlung von Teilen wie eine Ansammlung von Autos, die zufällig nebeneinander auf einem Parkplatz stehen. Es ist ein hoch organisiertes und kohärentes Ganzes, eher wie eine Armee oder eine Sinfonie, bei der das Ganze beeinflusst wird, wenn man einen einzelnen Teil verändert. Der drohende Verlust der Kohärenz des eigenen Weltbildes wird vom Einzelnen als sehr reale Bedrohung wahrgenommen. Die Katastrophenangst lauert am inneren Horizont, wann immer die Therapie eine bedeutsame Veränderung bei einem Teil des allgemeinen Weltbildes und damit in der Gesamtgestalt vorzunehmen scheint.

Nachdem John Dewey (1989) das allgemeine Weltbild des Mittelalters sehr genau geschildert hatte, schrieb er:



»Logisch und praktisch hängen alle diese Eigenschaften, die wir aufgezählt haben, zusammen. Greift man eine an, greift man alle an. Wird eine untergraben, fallen alle.«

Lange Zeit war es vielen von uns ein Rätsel, warum es vielen Patienten so schwerfiel, sich in der Psychotherapie zu verändern. Warum dauerte es so lange, und warum waren Menschen, die eine Therapie aufnahmen und erkannten, dass sie, um ihren Schmerz und ihr Unglück zu lindern, einen bestimmten Teil ihres Verhaltens ändern mussten, nicht zu dieser Veränderung fähig? Warum schienen sie trotz ihrer Motivation und ernsthaften Bemühungen mit W. H. Auden (1958) zu sagen:

»Wir ziehen vor der Verwandlung Ruin,  
Wir sterben lieber vor Angst,  
Als das Kreuz des Jetzt zu erklimmen  
Und zu opfern die Illusion.«

Ein Grund dafür ist offenkundig das hoch organisierte Wesen des Weltbildes, in dem jedes Element kohärent mit allen anderen verbunden ist. Wenn die Bedrohung eines Teils – auch wenn dieser Teil uns psychisches Leid und wenig Freude beschert – als Bedrohung der Gesamtpersönlichkeit betrachtet wird, dann klammert man sich an den Teil wie an eine Schwimmweste auf einem sturmgepeitschten Meer. Das erinnert mich an Torquato Tasso (Goethe 1998b): »So Klammert sich der Schiffer endlich noch / Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.«<sup>37</sup>

Die große Bedeutung der Gestalteigenschaft im Hinblick auf die menschliche Psychologie wurde insbesondere auf zwei Gebieten bemerkt, akzeptiert und erforscht, nämlich bei der psychologischen Wahrnehmungsforschung<sup>38</sup> und der anthropologischen Kulturforschung. Auf beiden Gebieten wurden zahlreiche Arbeiten zu der Thematik erbracht, doch die Implikationen scheinen das Gebiet der Psychotherapie nie wirklich erreicht zu haben.

Der Begriff »Gestalt« bedeutet im Deutschen »geordnete Strukturen« oder »globale Konfiguration«. In der Psychologie bedeutet er das Gegenteil von Atomismus, das heißt eine besondere Betonung der Gesamtheit einer Wahrnehmung und der Wirkung, die das Ganze – als Ganzes – auf die Wahrnehmung seiner selbst und der Teile hat. Eine Gestalt ist ein Ganzes, dessen Teile so eng miteinander verbunden

sind, dass eine Veränderung in einem wichtigen Teil sich ausbreitet und das Ganze verändert. Das Ganze ist nicht »größer als die Summe seiner Teile«, sondern – worauf die psychologischen Experten auf diesem Gebiet beharren – »anders als die Summe seiner Teile«. Um ein Beispiel von Max Wertheimer, einem der Pioniere auf diesem Gebiet, zu benutzen:  $\text{HNO}_3$  (Salpetersäure) ist eine Gestalt, die Silber auflöst, doch Silber löst sich nicht auf, wenn Wasserstoff plus Stickstoff plus Sauerstoff zu gleichen Teilen vorhanden sind.

Besonders wichtig ist bei einer Gestalt die Beziehung der Teile, nicht ihre absolute Eigenschaft. Eine »Melodie« behält dieselbe Gestalt, auch wenn man die Tonart wechselt und sie deshalb aus völlig anderen Noten besteht.

Eine Gestalt besteht aus signifikanten Teilen, die in Wechselbeziehung zueinander stehen, sodass eine Veränderung bei einem Teil sich kaskadenartig in den anderen Teilen ausbreitet. Das Ganze verändert sich in etwas völlig anderes, als es vorher war. Es gibt auch bedeutende Teile, bei denen eine Veränderung nicht zu Veränderungen in anderen Teilen führt oder bestenfalls nur zu unbedeutenden und unwichtigen Veränderungen. Das ist ein äußerst wichtiger Punkt für die Psychotherapie und einer, der sowohl in der Literatur als auch in der Ausbildung größtenteils ignoriert wurde (obwohl Kurt Goldstein vergeblich versuchte, Aufmerksamkeit darauf zu lenken). Um diesen Punkt zu verdeutlichen, wollen wir erneut ein Beispiel von Köhler (1930) heranziehen, in diesem Fall eine Geschichte:

»In einem bestimmten Schulbezirk in Deutschland kam alljährlich ein Schulinspektor aus Berlin, um nach dem Rechten zu schauen. Einer dieser Inspektoren hatte die Angewohnheit, den Schülern Überraschungsfragen zu stellen und zu sehen, wie sie reagieren würden. Einmal kam er in das Klassenzimmer einer Grundschule und fragte die Schüler plötzlich: »Wie viele Haare hat ein Pferd?« Ein Schüler hob sofort die Hand und antwortete, als er aufgerufen wurde: »Es sind 1 743 208.« Der Inspektor fragte: »Woher weißt du das?«, woraufhin der Schüler entgegnete: »Wenn Sie anderer Meinung sind, können Sie ja selbst nachzählen.« Der Inspektor lachte schallend los und beglückwünschte den Lehrer zu seinem schlagfertigen Schüler. Später berichtete er dem Schulleiter, dass er sich darauf freue, seinen Kollegen in Berlin, die immer für einen guten Scherz zu haben seien, von der Geschichte zu erzählen.

Im folgenden Jahr stattete der Inspektor der Schule erneut einen Besuch ab. Der Schulleiter fragte ihn, wie seinen Kollegen die Pferde-

Anekdote gefallen habe. Der Inspektor antwortete: »Ich konnte sie ihnen leider nicht erzählen. Als ich in Berlin ankam, wollte mir partout nicht wieder einfallen, wie die exakte Zahl lautete, die der Schüler genannt hatte.«

Die Inkongruität ist offensichtlich. Die exakte Zahl ist ein unwesentliches Element der Gestalt. Man kann es durch eine beliebige andere große Zahl ersetzen, und die Situation würde die gleiche bleiben. Andere unbedeutende Bestandteile, bei denen eine Veränderung keine merklichen Effekte hätte, wären das Geschlecht des Schülers, die Jahreszeit, zu der der Inspektor die Schule besuchte, oder ob er von einem »weißen« oder »schwarzen« Pferd gesprochen hätte. »Signifikante« Veränderungen wären, wenn der Inspektor gefragt hätte, wie viele Beine ein Pferd oder wie viele Haare ein Fisch hat. Ähnliches würde gelten, wenn der Schüler geantwortet hätte, sein Vater sei Gerber, und die Frage tauche bei seiner Arbeit häufig auf, oder wenn er eine grobe Schätzung der ungefähren Zahl abgegeben hätte. Veränderungen bei diesen Elementen würden die Gestalt der Geschichte offenkundig grundlegend verändern – sie hätten einen ähnlichen Effekt, als fänden wir bei der Geschichte des Zauberers von Oz heraus, dass die böse Hexe äußerst kinderlieb ist und nebenbei ein Heim für Waisenkinder betreibt. Unbedeutende Veränderungen in dem Film wären, dass Dorothy aus Nebraska anstatt aus Kansas stammt oder dass die Straße aus grünen anstatt aus gelben Ziegelsteinen besteht (obwohl die letzte Veränderung Yip Harburg ziemliche Probleme mit seinem Text verursacht hätte!).

Auch ohne besondere Kenntnisse der Regeln, die einen Teil als bedeutend oder unbedeutend definieren, können wir diejenigen Teile erkennen, die in die eine oder andere Kategorie gehören. Das ist für gewöhnlich nicht schwierig; man muss sich nur bewusst sein, dass die beiden Kategorien existieren (einschließlich einiger Fälle, die dazwischen liegen), und ein bisschen nachdenken. Das Problem ist, dass wir als Psychotherapeuten dieses Bewusstsein normalerweise nicht haben.

Wenn wir – als Therapeuten – versuchen, dem Patienten dabei zu helfen, einen »signifikanten« Teil seines Weltbildes zu verändern (auf dem die verstörenden Gefühle und/oder Verhaltensweisen basieren), versuchen wir normalerweise, ohne es zu bemerken, einen Wandel zu bewirken, der zu kaskadenartigen Veränderungen in der Gesamtstruktur seines Bewusstseins, seines allgemeinen Weltbildes, seiner

»Persönlichkeit«, seines »Selbst« führt. Der Patient empfindet dies auf einer gewissen Ebene als Bedrohung, und diese Bedrohung ist sehr real. Sie erzeugt, was Goldstein als »Katastrophenangst« bezeichnete, und verstärkt den Widerstand gegen Veränderungen.

Um das Problem etwas genauer zu beleuchten, wollen wir ein einfaches Experiment durchführen, das von den Psychologen auf diesem Gebiet unzählige Male angewandt wurde. Eine vertikale Linie wird auf eine Leinwand projiziert und daneben eine weitere, etwas schiefe Linie. Die erste Linie leuchtet auf und wird wieder ausgeblendet, dann wird die zweite Linie auf die Leinwand projiziert. Dann verschwindet sie wieder, und die erste Linie wird erneut gezeigt. Dieser Vorgang wird mehrmals wiederholt. Wenn der Abstand zwischen dem Ein- und Ausschalten der beiden Linien mehr als eine Fünftelsekunde beträgt, sehen wir abwechselnd die eine oder die andere Linie. Wenn der Abstand weniger als eine Dreißigstelsekunde beträgt, sehen wir die ganze Zeit über zwei Linien. Liegt der zeitliche Abstand irgendwo zwischen diesen beiden Werten, sehen wir eine Linie, die sich hin- und herbewegt. Das ist eine sehr reale Wahrnehmung, die wir alle in zahllosen Situationen mit blinkenden Werbeanzeigen, die sich von einer Position in eine andere zu bewegen scheinen, erlebt haben. Dasselbe Phänomen, dass man Bewegung wahrnimmt, wo keine stattfindet, erleben wir auch jedes Mal, wenn wir ins Kino gehen (der Fachbegriff dafür lautet »scheinbare Bewegung« oder »Phi-Phänomen«).

Nehmen wir jetzt an, wir kehren zu unserem Experiment zurück, und der Proband berichtet, er habe gesehen, wie sich eine einzelne Linie bewege. Das ist eine Wahrnehmung der gesamten Person, ein direktes Ergebnis der Art, wie Menschen die Stimuli, die sie empfangen, organisieren. Angenommen, wir sagen dem Probanden in diesem Experiment: »Lassen Sie uns den Apparat ausschalten und uns die Bilder anschauen.« Wir zeigen ihm, dass keine Bewegung stattfindet und dass man, indem man den Abstand zwischen den Projektionen der beiden Linien graduell verändert, den Eindruck von Bewegung erzeugt, obwohl er weiß, dass keine stattfindet.

Wir sagen: »Jetzt wissen Sie, dass keine Bewegung stattfindet.« Der Proband wird wahrscheinlich erwidern: »Ja, Sie haben recht. Da ist keine Bewegung. Aber für mich bewegt es sich. So nehme ich es wahr. Ich weiß vom Verstand her, dass keine Bewegung da ist, aber so wie ich die Realität wahrnehme (organisiere), bewegt sich etwas. Wenn Sie mich bitten, diese Bewegung nicht wahrzunehmen und nicht da-

rauf zu reagieren, sagen Sie mir mit anderen Worten, dass ich meine Erfahrung verleugnen soll. Sie bitten mich, keine Person zu sein, die ›scheinbare Bewegung‹ wahrnimmt, und stattdessen jemand anderer zu sein. Das kann ich nicht.«

Dieses Beispiel unterscheidet sich grundlegend von den Situationen, in denen der Therapeut den Patienten auf zahlreiche Beispiele hinweist, die beweisen, dass die Menschen nicht gegen ihn sind, und dann von ihm erwartet, ein Überzeugungssystem zu verändern, das – als Teil seiner Gesamtqualität – die Gewissheit umfasst, dass die Leute sich gegen ihn verschworen haben. »Logische« Beweise dieser Art funktionieren einfach nicht, wie jeder erfahrene Therapeut weiß (aber häufig vergisst). Man kann einen Patienten – mit sehr viel Mühe – dazu bringen, einen unbedeutenden Teil seines Verhaltens zu verändern, zum Beispiel dass, er anstatt die 35th Street entlangzugehen und dann links abzubiegen, wenn er zur Behandlung kommt, lieber die 36th Street nehmen und dann rechts abbiegen sollte. Die Veränderung von Elementen, die mit größeren und bedeutenderen Teilen zusammenhängen, ist etwas anderes. Zu Anfang dieses Buches habe ich die Reaktion meiner Tochter Wendy geschildert, als ich ihr sagte, sie müsse keine Angst vor der Dunkelheit haben, weil dort nichts Furchterregendes sei. In *ihrer* Dunkelheit lauerte etwas Furchterregendes.

Die Veränderung von Verhaltensweisen, die irgendwo in der Mitte liegen, was ihren Zusammenhang mit bedeutenden und unbedeutenden Teilen der Persönlichkeit, dem Weltbild, betrifft, ist möglich, erfordert aber große Anstrengung. Der spirituelle Lehrer Georges Gurdjieff pflegte seine Schüler zu folgender Übung aufzufordern: Versuchen Sie einmal, 24 Stunden lang alle Türen mit Ihrer nichtdominanten Hand zu öffnen. Wer das einmal ausprobiert hat, kann bestätigen, wie ungeheuer schwierig es ist.

Es ist wichtig zu erkennen, dass ein Weltbild eine Gestalt ist und den Neigungen und Gesetzen folgt, die bei der Erforschung des Gebietes ausgearbeitet wurden. Wolfgang Köhler, der bahnbrechende Arbeiten zu diesem Thema geleistet hat, sagte einmal, dass der Versuch, die menschliche Psychologie zu studieren, ohne sich der Gestaltqualität des menschlichen Forschungsfeldes bewusst zu sein, so wäre, als ob man den *Hamlet* ohne den Prinzen von Dänemark inszenierte (Köhler 1929). Das mag ein wenig übertrieben sein, enthält aber durchaus ein großes Körnchen Wahrheit.

Die Gestaltqualität der Weltbilder liefert auch einen beispielhaften Anhaltspunkt für das bessere Verständnis eines Themas, das wir an früherer Stelle erörtert haben, nämlich der Ausbreitung des Fundamentalismus in unserer Zeit und der großen Schwierigkeiten, die wir beim Umgang damit haben.

Eine unserer frühesten Entdeckungen auf diesem Gebiet war das sogenannte Prägnanzgesetz oder das Gesetz der »guten Gestalt«. Die psychologische Organisation ist immer so »gut«, wie die vorherrschenden Bedingungen es erlauben (vgl. Wertheimer 1949). Bei der Erörterung von Weltbildern habe ich an früherer Stelle erwähnt, dass die Wahrnehmungsorganisation immer die eleganteste Lösung ist, die der Person für die Spannung zwischen wahrgenommener Umgebung und den wahrgenommenen Bedürfnissen des Organismus zur Verfügung steht. Das ist eine andere Beschreibung von »Prägnanz«.

Hier wird einer der Gründe für den Drang zum Fundamentalismus deutlich. Fundamentalismus ist eine »bessere« Gestalt als die liberale Haltung. Alles ist klar – mit einer einzigen Ursache und einem einzigen Leitprinzip. Die Organisation des Weltbildes ist einfach und direkt. Das wird als befriedigend empfunden.

Die Formierung eines psychologischen Gebietes (wie eines Weltbildes)

»ist nicht notwendigerweise ein Zufall oder spontanes Ereignis, sondern eher ein bestimmten Gesetzen folgender Prozess, der von Prinzipien der Ökonomie und Einfachheit bestimmt wird und zu Ergebnissen führt, die ein maximales Maß an Stabilität und Widerstand gegen Veränderungen bieten« (Kanizsa 1994).

Je »besser« eine Gestalt ist, desto resistenter ist sie gegenüber Veränderungen. Das ist ein Grund, warum es so schwierig ist, einen Fundamentalisten zu »entkonvertieren«, und warum es so viel leichter ist, in einen Krieg hineinzugeraten, als wieder herauszukommen.

Dass der Mensch diesen Hang zu einer schrecklichen und schicksalhaften Einfachheit bei der Art hat, wie er die Realität organisiert, bedeutet nicht, dass man sie nicht überwinden kann. In allen neuzeitlichen Kriegen, in denen die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung sich für ein Kriegsweltbild entschieden hat, hat es einen bestimmten Prozentsatz von Personen gegeben, die sich stark dagegen ausgesprochen und an der weniger »guten« »Gestalt«-Qualität der liberalen Haltung festgehalten haben. Wie wir diesen Prozentsatz angesichts

der Lehren, die wir aus unserer Taxonomie ziehen, erhöhen könnten, werden wir ausführlich erörtern, nachdem wir einen Blick auf das Problem geworfen haben, das mit den Domänen der einzelnen Weltbilder verbunden ist.

Die Erörterung der Erfahrungsbereiche hat uns zu diesen beiden Hypothesen darüber geführt, warum es meistens sehr schwierig ist, Veränderungen im Lauf der Psychotherapie zu bewirken. Zudem umfasst die Psychotherapie häufig auch eine Verschiebung des allgemeinen Weltbildes des Patienten von einer Domäne eines Bereichs zu einer anderen.

»Und das Übrige freilich«, erklärte Sokrates, »möchte ich nicht eben ganz verfechten für diese Rede, dass wir aber, wenn wir glauben, das suchen zu müssen, was wir nicht wissen, besser werden und mannhafter und weniger träge, als wenn wir glauben, was man nicht wisse, sei nicht möglich zu finden, und man müsse es also auch nicht erst suchen, dafür möchte ich allerdings streiten, wenn ich es könnte, mit Wort und Tat« (Platon, *Menon*, zit. nach Jowett 1953).